



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.) 5.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

5.



eit dem Ende der Befreiungskriege war von außen her nichts Aufregendes an unser dörfliches Stilleben herangetreten. Ein Tag verging ziemlich wie der andre; selten wurde der geregelte Gang unsers Familienzusammenseins durch Besuche unterbrochen. Und kehrten solche bei uns ein, so brachten sie keinerlei Störung hervor, denn sie gehörten immer bekannten Kreisen an und kamen aus der nächsten Nachbarschaft. Wir Geschwister sahen indes solche Gäste gerii, da es bei der merkwürdigen Bauart der alten Pfarrei uns gestattet sein mußte, in ein- und demselben Zimmer mit den Eltern und Besuchenden uns aufzuhalten. Daraus ergab sich für uns ein nicht gering anzuschlagender Vorteil. Wir hörten über die verschiedenartigsten Gegenstände unumwundene Urteile fällen, und vernahmen oft Äußerungen, die für uns später reichen Stoff zum Nachdenken gaben.

Man lächelt vielleicht über die Behauptung, daß die häusliche Einrichtung unsers Hauses Ursache gewesen sei, daß meine Eltern Besuche nicht in einem besondern Zimmer hätten empfangen können. Es möge deshalb hier eine kurze Schilderung der uns zu Gebote stehenden Räumlichkeiten eingeschaltet werden, umsomehr, als diese nicht ohne Einfluß blieben auf den Gesundheitszustand der Familie.

Ich habe schon erwähnt, daß die Pfarrei unmittelbar an den Kirchhof stieß, nur lag und liegt sie heute noch vier Fuß tiefer als dieser. Man mußte deshalb, nachdem man die „Halle“ durchschritten hatte, drei hohe Stufen hinuntersteigen, um die Hausflur zu erreichen. Von dieser führte eine mit plumper

Klumpen versehene Thür, die aus Altersschwäche gern von selbst aufsprang, in das einzige Zimmer des Erdgeschosses, wo wir Kinder uns mit der Mutter stets aufhielten und wohin auch die Dienftboten nach beendigter Arbeit sich flüchteten, da es keinen andern Aufenthalt für sie gab. Dieser Wohnraum war sehr groß, von bedeutender Höhe und in keiner Weise gemütlich. Ein kolossaler, uralter Kachelofen, der von außen geheizt wurde, und zwar Sommer und Winter, weil in seinem gewaltigen Bauche das für das liebe Vieh nötige Wasser in der sogenannten „Pfanne“ Tag für Tag heiß gemacht werden mußte, ragte ein gutes Stück in das Zimmer herein. Aber dieses Ofenungetüm erwärmte trotz der in ihm nie erlöschenden Flamme das unheimlich große, feuchte und mit äußerst mangelhaft schließenden Fenstern versehene Gemach im Winter nur höchst notdürftig. Weil das Zimmer selbst mindestens vier Fuß tief in fruchtbarer Erde lag, und von dem etwas geneigten Kirchhofe uns fortwährend Feuchtigkeit zusickerte, so entwickelte sich in unserm Familien-, Besuchs- und Arbeitszimmer eine Nässe, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Die weißgefaltten Wände prangten in einem unbefchreiblichen Blauschwarz und schwitzten nach innen die in dem porösen Gestein des uralten Hauses sich immer von neuem ansammelnde Nässe dergestalt aus, daß Millionen Tropfen sich daran bildeten und von Zeit zu Zeit als rieselnde Bäcklein dem Gesetz der Schwere folgten. Besonders ergiebig zeigten sich unsre Stubenwände als Bewahrer verborgener Quellen bei gewitterschwangerer Luft. Dann gaben sie Tropfen von doppelter Größe von sich, und wir Kinder pflegten mit gekrümmter Hand diese Tropfen schnell abzustreifen und uns gegenseitig damit zu bespritzen. War diese sich nie ganz verlierende Feuchtigkeit an sich schon recht unangenehm, ja oft widerwärtig, so wurde sie im Winter allen Bewohnern des Hauses geradezu zur Qual. Bei starker Kälte — und in meiner Jugend verging selten ein Winter, der uns nicht bei überreichem Schneefalle regelmäßig einige Wochen lang 15 bis 22 Grad Réaumur gebracht hätte — verdichtete sich die Nässe zu den wundervollsten Eis- und Schneegeweben, die zwar einen sehr interessanten Anblick gewährten, das Gefühl aber keineswegs ergötzten. Wir mußten oft ganz erbärmlich frieren, obwohl der unsinnig gebaute Kachelofen das Holz klasterverweise verschlang. Blaue Hände und aufgesprungene Haut gehörten deshalb mit zu unsern winterlichen Freuden, die wir dadurch noch zu erhöhen suchten, daß wir die schönen Schneeguirlanden mit Messern von den Wänden abkratzten und zierliche Stiegen in die Gletscher meißelten, die sich auf den Fensterbänken bildeten.

Selbstverständlich mußte unter dieser entsetzlichen Feuchtigkeit alles Holzwerk empfindlichen Schaden leiden. Der Hausschwamm setzte sich überall fest und zerfraß nach und nach die Dielen in dem unwohnlichen Gemache, sodaß sie an verschiedenen Stellen einbrachen und die unter ihnen befindliche schöne schwarze Gartenerde zum Vorschein kam. Um diese nicht ganz unbenutzt zu lassen und

weil es für uns Kinder doch sehr lustig war, so hoben wir die zerbrochenen Dielen aus und säten Hafer in die schöne Erde. Wir hatten wirklich das Vergnügen, unsere Saat aufgehen und so herrlich gedeihen zu sehen, daß wir die grünen Sprossen abschneiden und unsern Ziegen als Leckerbissen reichen konnten. Auch im Anbau von Gartengemüsen machten wir schwache Versuche, doch haben wir meines Wissens durch unsern originellen Gartenbau mitten im Wohnzimmer nicht einmal ein schmackhaftes Gericht Erbsen erzielt. Am besten würden jedenfalls Gurken gedeihen sein, doch setzten die Eltern sich gegen die Idee, diese beliebte Frucht bei uns anzubauen, ernsthaft zur Wehr, während sie unsere so schön gedeihenden Grassaaten lächelnd duldeten, ja sogar nicht ungern zu sehen schienen.

Das mag sonderbar klingen, hatte aber seinen guten und vollkommen gerechtfertigten Grund. Mein Vater besaß sicherlich weder politische noch diplomatische Talente, hatte auch nicht die geringste Anlage zur Intrigue; dennoch meinte er, das sicherste Mittel, unserm einzigen Wohnzimmer in dem alten Pfarrhause zu einem neuen Fußboden zu verhelfen, sei das fröhliche Gedeihen unsrer Haferfaat. Die beiden Kirchväter, welche Sonntags mit dem Klingelbeutel in der Kirche umgingen, betraten unser Haus allwöchentlich wenigstens einmal. Kam nun diesen im Dienst der Kirche stehenden Männern der unheilbare Schaden unsrer Diele zu Gesicht, so konnte eine Vorstellung beim Kirchenvorstande oder richtiger der Kircheninspektion unmöglich ausbleiben. Sollte dann auch noch immer eine beträchtliche Zeit vergehen, ehe nach reiflichem Erwägen die Legung eines neuen Fußbodens beschlossen ward, endlich mußte sich die Kircheninspektion doch zu einem heldenmütigen Schritte aufraffen.

Kirche, Pastorat und die nahe gelegene Kirchenschule sollten nämlich aus dem Ertrage des Kirchenvermögens in baulichem Stande erhalten werden. Leider aber war dies Vermögen so unbedeutend, daß die jährlichen Zinsen desselben nicht einmal zu den allernotwendigsten Reparaturen ausreichten. Die Kirchväter zögerten deshalb so lange als möglich, wenn es etwas auszubessern gab und behalfen sich mit elenden Flickereien, welche die Schäden eher noch verschlimmerten. Zuletzt, wenn garnichts mehr half und die vorrätigen Geldmittel der Kirche nicht ausreichten, ward die Gemeinde in Mitleidenschaft gezogen, damit dem Pastor und dem Schulmeister nicht die Dächer über den Köpfen einbrachen.

Zu letzterem Schritte nahm die Kircheninspektion ungern ihre Zuflucht, denn es ging dann, was mein Vater später noch erfahren sollte, ohne Zanf und Streit nicht ab. Der Bauer ist in Geldangelegenheiten zäh und schwer zu behandeln; sollte aber die Gemeinde Geld hergeben zur Verschönerung des Pfarrhauses, das in der Dorfchronik ein gar stattliches Gebäude genannt wurde, so mußten die Bauern das Beste dabei thun. Ganz zu unserm Rechte kamen wir nun trotz unsrer grünen Haferfaat nicht, indem die weisen Kirchväter, um

Kosten zu sparen, nur stellenweise eine Neubielung in Vorschlag brachten und dieser Vorschlag von der Kircheninspektion genehmigt wurde. So erhielten wir denn eine Dielc, welche ein wunderbar figurirtes Holzmosaik darstellte, indem nagelneue kurze und lange, breite und schmale Bretter in buntester Unordnung zwischen die bleibenden alten und schwarzen Dielen eingeschoben wurden.

Solche Kleinigkeiten konnten uns indessen den Humor nicht trüben. Wir waren es ja nicht besser gewohnt, und verglichen mit den Wohnräumen in andern Häusern konnte unsre Stube noch immer für eine Art Prachtgemach gelten. Auch ließen uns wichtigere Angelegenheiten, die im Anzuge waren und von denen Tag für Tag gesprochen wurde, die kleinen Nöte in unserm Hause bald ganz vergessen. Wir schrieben das Jahr 1817, mithin fiel auf den 31. October die dreihundertjährige Feier der Reformation. Gehörte auch Wittenberg, wo Luther gelehrt, wo er seine welthistorisch gewordenen fünfundneunzig Thesen angeschlagen und endlich Kühnen Mutes unter dem Zujuchzen der studentischen Jugend die päpstliche Bannbulle öffentlich verbrannt hatte, nicht mehr zu Sachsen, so war doch die Begeisterung für eine würdige, das ganze Lande umfassende Feier dieses großen Tages allgemein, und man dachte bei Zeiten daran, auch die Jugend auf diesen weltgeschichtlichen Tag vorzubereiten und alle Herzen dafür zu entflammen.

Seit Weihnachten schon war ich im Besitze eines Büchleins, daß sich mit der Reformation Dr. Martin Luthers, deren Verlauf und späteren Folgen eingehend beschäftigte. Eine reiche Anzahl kolorirter Bilder, freilich von höchst zweifelhaftem Werte, machten es mir besonders lieb. Ich las es wieder und wieder und prägte dadurch die Hauptvorgänge des ganzen Reformationszeitalters meinem Gedächtnisse fest ein. Der Vater versäumte nicht, uns Kinder immer von neuem auf die große That Luthers hinzuweisen. Er schaffte sich sogar einen Kupferstich an, welcher den großen Mann auf dem Reichstage zu Worms darstellte, wie er vor Kaiser Karl V., allen Kurfürsten des Reichs und inmitten der römischen Prälaten seine Lehre rechtfertigte. Nun erst trat uns der außerordentliche Mann, der uns nach Christus als der verehrungswürdigste erschien, leibhaftig näher, und wir wurden nicht müde, immer neue Fragen an den Vater zu richten, zu dem wir jetzt ebenfalls mit Ehrfurcht aufblickten, da er ja so treu und zuverlässig auf des unvergeßlichen Reformators Bahnen wandelte.

Es war von der Kircheninspektion der heldenmüthige Entschluß gefaßt worden, noch vor dem großen Festtage der Kirche selbst ein neues Kleid anzuziehen. Wer die Kosten eines so großen Unternehmens bestritt, ob die Kirche, die Gemeinde oder beide zusammen, kann ich nicht sagen; nur weiß ich, daß alles friedlich ablief, und als das uns unvergeßlich gebliebene Fest endlich herankam, kein Mißton es trübte.

Von den Jungfrauen des Dorfes wurde eine wertvolle Altarbekleidung der Kirche verehrt, deren reiche Silberstickerei eine uns wohlbekannte Dame in Zittau

unentgeltlich beschafft hatte. Auch andre Gaben, darunter ein schön gearbeiteter Kelch, flossen dem Gotteshause von wohlhabenden Gliedern der Gemeinde zu.

Am meisten Interesse für mich, meinen dörflichen Gefährten und wohl überhaupt für alle Knaben hatte das schwindelnde Gerüst, mit welchem der geschickteste Zimmermeister des Orts die Turmspitze umgürtete, um Knopf und Fahne abzunehmen, die beide einer neuen Vergoldung sehr bedürftig waren. Zu genauer Betrachtung dieser Turmzieraten hatte ich Muße genug, da sie tagelang in strahlender Herrlichkeit im Pastorat aufgestellt blieben, ehe sie unter entsprechenden Feierlichkeiten durch den wagehalsigen Meister Scholz wieder an Ort und Stelle befestigt wurden. Auf die Festfeier selbst freute ich mich sehr, denn ich sollte im Verein mit meinem ältern Bruder dabei eine Rolle spielen, die mir wichtig vorkam. Es war nämlich wie auch andernwärts ein öffentlicher Umzug der gesamten Schuljugend durch einen Teil des Dorfes unter Musik und Chorgesang, und unter Führung des Vaters und der Lehrer in Aussicht genommen. Bei diesem Umzuge trugen wir beiden Brüder abwechselnd auf blau-seidenem Kissen die Bibel an der Spitze des Zuges, um sie später in der Kirche auf den blumengeschmückten Altar niederzulegen. Eine noch bedeutendere Aufgabe fiel dem Bruder und mir in der Kirche selbst zu. Hier mußten wir nämlich vor versammelter Gemeinde an dem bekränzten Taufsteine niederknien und jeder einen auf das bedeutungsvolle Fest bezüglichen Liedervers hersagen.

Die Kirche war brechend voll; Kopf an Kopf gedrängt standen die vielen Menschen, die keinen Platz in den Bänken und auf den breiten Emporen fanden, in den Gängen und bis hinaus auf den Kirchhof. Unter diesen gab es eine nicht geringe Anzahl Fremder, welche zum Teil stundenweit hergekommen waren, um die Reformationspredigt des Vaters zu hören, der sich als Kanzelredner eines wohlverdienten Rufes in weitem Umkreise erfreute.

Mein erster Versuch, vor vielen Hunderten, ohne zu stottern, einen kleinen Vortrag zu halten, verlief zufriedenstellend und trug mir ein Lob des Vaters ein, das mich sehr stolz machte, denn ich wußte, daß der Vater, der an sich selbst große Ansprüche machte und sich selten genügte, nicht leicht zu befriedigen war. Lange noch klang in meiner Seele ein Echo dieser Reformationsfeier nach, obwohl mir von dem weiteren Verlaufe der Festlichkeit nichts mehr innerlich ist.

Ungefähr in diese Zeit — des Jahres kann ich mich nicht mehr entsinnen — versetzte ein betrübendes Ereignis die ganze Gemeinde in allgemeine Bestürzung. Es war im Frühsommer, wo die Walderdbeeren zu reifen beginnen. Diese würzige Frucht wuchs auf den waldigen Höhen der nächsten Umgegend in Menge und wurde massenhaft von den Kindern armer Leute gesammelt und dann in Bittau verkauft. Da jedermann im freien Walde zum Beerensuchen berechtigt war, so machte natürlich die gesamte Jugend sich dieses Recht zu Nutze, und erlabte sich nach Lust und Laune an der köstlichen Frucht. Eine Anzahl

solcher jugendlichen Leckermäuler brach eines Sonntags Nachmittags zu einer solchen Expedition auf und erwählte sich als Suchort den Scheibeberg, der einige im Walde versteckte, besonders ergiebige Erdbeersfelder enthielt. Im Eifer des Beerenpflückens bemerkte die glückliche Kinderschar nicht, daß der Himmel sich mit drohenden Wetterwolken umzog. Erst das Aufflammen greller Blitze, das Krachen des Donners und das Brausen des wild über den Wald hinraufenden Gewittersturmes scheuchte sie auf aus ihrer Sorglosigkeit. Alle flüchteten und suchten in möglichster Schnelligkeit den Saum des Waldes zu erreichen. Da aber bei diesem hastigen Ausbruche jeder nur an sich selbst dachte, der sündflutartige Regen und die heulende Windsbraut ein festes Zusammenhalten aller wohl auch unmöglich machen mußte, so zerstreuten sich die Kinder im bahnslosen Walde schon nach wenigen Minuten und kamen einzeln, manche sogar ziemlich spät in den zerstreut liegenden Wohnungen ihrer Eltern wieder an. Ein kleiner Knabe aber, der jüngste Sohn eines wohlhabenden Bauern, von etwas schwerfälligem Wesen, blieb zum Schrecken seiner Eltern aus. Die heimgekehrten Kinder wußten über des Knaben Verbleiben keine Auskunft zu geben; in Sturm und Wetter war er allen aus dem Gesicht gekommen.

Spät am Abend erhielt der Vater von dem Vorgefallnen Kenntniß, bald auch erschien die Mutter des Verirrten jammernd und händeringend, und nur mit Mühe gelang es meinem Vater, die völlig verzweifelte durch sanftes Zureden einigermaßen zu besänftigen.

Inzwischen traf man Anstalten, den vermißten Knaben zu suchen. Noch in der Nacht durchstreiften eine Anzahl Bauern mit ihren Knechten den Scheibebusch, den Namen des Verlorenen laut rufend und alles Gestrüpp genau durchsuchend. Andre zogen mit Feuerleitern durchs Dorf, um in die vielen Zieh- oder Stangenbrunnen hinabzusteigen, da es ja doch immerhin möglich war, daß der kleine Bursche zufällig in einen solchen Brunnen hinabgestürzt und darin umgekommen war. Ebenso wurden alle näheren und ferneren Teiche mittels Feuerhaken durchforscht, um wenigstens der Leiche des Verunglückten habhaft zu werden. Allein alle Bemühungen blieben erfolglos; der Knabe war nirgends zu entdecken. Auch auf den Nachbardörfern, wohin die betrübten Eltern Sendboten schickten, hatte ihn niemand gesehen.

Hielten nun auch Einzelne an der Hoffnung fest, der Vermißte könne sich nur verlaufen haben und werde eines Tages seinen Eltern wieder zugeführt werden, so hatte diese Annahme doch wenig für sich. Weit näher lag die Vermutung, der Kleine sei noch während des Unwetters, angstvoll durch den Wald flüchtend, in irgend eine versteckte Grube gestürzt und darin ums Leben gekommen.

Wie die Dinge lagen, blieb nichts übrig, als einen Aufruf in den gelesensten Zeitungen zu erlassen und diesem eine genaue Beschreibung der Person, des Alters und der Kleidung des Vermißten beizufügen. Dies geschah denn

auch, und weil viele mit Recht vermuteten, der Knabe müsse, wenn er überhaupt noch am Leben sei, bei seinem Umherirren die nahe Grenze Böhmens überschritten haben, so wurde der erwähnte Aufruf auch in der „Prager Zeitung,“ dem damaligen Hauptblatte des Königreichs Böhmen, zum Abdruck gebracht.

Indes vergingen Wochen und Monate, ohne daß von irgend einer Seite über den Verbleib des Knaben eine Kunde einlief. Er war und blieb spurlos verschwunden, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Seine Eltern und Verwandten legten tiefe Trauer an und beweinten ihn als einen Verstorbenen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Zerstörung Venedigs. Es ist bekannt, mit wie lebhaftem Unwillen die Umwandlung Roms in eine moderne Stadt nicht nur in Deutschland und überhaupt im Auslande, sondern auch in Italien, ja in Rom selbst aufgenommen worden ist. Freilich liegen gewichtige Gründe vor, welche es verbieten, den alten Zustand fortbestehen zu lassen. Die stark anwachsende Bevölkerung zwingt dazu, an die Erweiterung der Häusermassen zu denken, der zunehmende Straßenverkehr läßt die alten, engen Straßen, in denen kein Trottoir den Fußgänger ohne Gefahr des Ueberfahrenwerdens einhergehen läßt, als unerträglich erscheinen, die gesetzliche Aufhebung der Majorate bedingt eine Aufteilung des Familienbesitzes und verbietet die Erhaltung solcher Erholungs- und Promenadenterrains wie Villa Ludovisi und Borghese — kurz, der Not der Zeit kann sich die Gegenwart nicht entziehen, wenn man auch zugestehen wird, daß die Neubauten in einem andern Stile und mit mehr Geschmack aufgeführt werden könnten, als ihnen die Bauunternehmer in den neuen Stadtvierteln zu Teil werden lassen, deren moderne Häßlichkeit in so seltsamer Weise von den stimmungsvollen Bignen und Gärten absticht, die Jahrhunderte lang die Schönheit Roms und das Entzücken der Reisenden ausmachten.

Ganz anders liegt die Sache in Venedig. Rom hat seit seinem Wiederaufbau nach den Verwüstungen des ausgehenden Altertums und des frühen Mittelalters immer Fahrstraßen, wenn auch ungenügende, gehabt — Venedig dagegen ist zu einer Zeit angelegt worden, und hat den Zeitcharakter jener Periode bewahrt, wo die Städte nicht für das Fahren, sondern nur für das Reiten und Gehen gebaut wurden. Gab es in dem antiken Rom nur sehr wenige Fahrstraßen, und auch diese nur in sehr beschränktem Maße zum Fahren benutzbar, so giebt es dieser Städtegründung gemäß noch heute zahlreiche alte Ortschaften im Süden, z. B. in Spanien, vor deren Thoren der Wagen halten muß, während die Reisenden zu Fuß durch das Stadthor hineingehen.

Das glänzendste und originellste Beispiel dieser Städte ist Venedig. Im frühen Mittelalter angelegt, ist es keineswegs auf die Kanäle allein, oder auch